

Sächsische Volkszeitung

Ercheint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Bezugspreis: Vierteljährl. 1 M. 50 Pf. (ohne Postgebühren).
Post-Bezugsnummer 6858.
Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnummer 10 Pfennige.

Unabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate
werden die 6 gespaltene Zeitzeile oder deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11-1 Uhr.
Fernsprecher: Amt I. Nr. 1366.

Nr. 256.

Katholiken: Andreas Abel.

Dienstag, den 10. November 1903.

Protektanten: Martin Luther.

2. Jahrgang.

Zentrum und Reichsfinanzreform.

Aus parlamentarischen Kreisen wird uns geschrieben: In nationalliberalen Blättern findet man jetzt schon die Meinung, das Zentrum für das Scheitern der bevorstehenden Reichsfinanzreform verantwortlich machen zu wollen. Wie die Vorlage aussieht, ist zur Stunde noch keinem Zentrumspolitiker bekannt; ob nationalliberale Abgeordnete sie kennen, wissen wir nicht. So viel sieht aber fest, daß die nationalliberale Presse annimmt, ihre Vertreter im Reichstage würden diesen Vorden unbedenken hinunterwürgen.

Ueber die Stellungnahme des Zentrums sich heute schon den Kopf zerbrechen zu wollen, ist eine ebenso mühsame, wie wenig lohnende Aufgabe. Das Zentrum wird ganz ruhig die angeforderte Vorlage abwarten, dieselbe sehr eingehend prüfen und dann dazu Stellung nehmen. Wie diese Prüfung näherhin ausfallen wird, läßt sich nach dem Programm des Zentrums beurteilen, das allen Bestrebungen entgegentritt, welche auf eine Aenderung des föderativen Charakters der Reichsverfassung abzielen. Dieser Satz aus dem Jahre 1871 hat auch heute noch volle Gültigkeit und findet auch Anwendung auf die Reichsfinanz. Jeder zentralistisch-unitarische Versuch, der in finanzieller Hinsicht das Reich von den Einzelstaaten und umgekehrt „unabhängig“ machen will, wird somit im Zentrum keinerlei Förderung erfahren. Der Kern der bekannten Frankenstein'schen Klausel hat noch ebenso seine Berechtigung, wie im Jahre 1879, als dieselbe geschaffen wurde.

Weshalb denn der Lärm um die ganze Reichsfinanzreform? Man scheint sich eben, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen und einfach zu verlagen: Neue Steuern! Wenn auch die ganze Frankenstein'sche Klausel heute verschwinden würde, so wäre damit momentan für das Reich gar nichts gewonnen und die Auser würden nicht verstummen. Es ist überhaupt interessant zu beachten, zu welchen Zeiten die Forderung nach einer Finanzreform erhoben wird. Solange die Einzelstaaten die Vorteile der Frankenstein'schen Klausel genießen, solange nämlich die Ueberhörsche größer sind als die Matrifularbeiträge, herrscht in allen Lagern tiefes Schweigen. Tritt aber einmal der umgekehrte Fall ein und übersteigen die Matrifularbeiträge die Ueberhörsche, dann jammert man über die „Abhängigkeit“ der Einzelstaaten vom Reich und umgekehrt. Ein Blick um zwanzig Jahre zurück beweist die Richtigkeit unserer Auffassung; von 1883-1893 waren die Ueberhörsche höher als die Matrifularbeiträge, im Jahre 1889 sogar um nahezu 140 Millionen Mark. Im Jahre 1894 zeigte sich ein Minus von 30 Millionen und im Jahre 1898 ein solches von 2 1/2 Millionen; das waren die Zeiten der Miquel'schen Reformpläne, die in der Hauptsache darauf hinausliefen, daß sie für 100 Millionen an neuen Steuern forderten. Dem Zentrum

allein ist es zu verdanken, daß jene Pläne damals scheiterten. Als von 1896 an die Ueberhörsche wieder über die Matrifularbeiträge hinaus in die Höhe gingen, wurde es wieder ruhiger; erst 1899 trat der Rückschlag ein, der noch heute anhält und seither verschwindet die Seeschlange der Reichsfinanzreform nicht mehr. Dabei wird am heftigsten Sturm gelaufen gegen die Frankenstein'sche Klausel, deren Aufhebung aber im gegenwärtigen Augenblick dem Reich keinen einzigen Pfennig mehr einbringen würde; wenn allerdings der neue Zolltarif mit seinen erhofften Mehreinnahmen in Kraft tritt, kann es anders werden. Ein Teil der zu erwartenden Mehreinnahmen ist freilich bereits durch die lex Trimborn für die Witwen- und Waisenversicherung festgelegt und somit ist die gesamte finanzielle Zukunft nach dieser Richtung hin recht unsicher. Kommt es aber in der Tat zu Mehreinnahmen, dann ist die Frankenstein'sche Klausel doppelt notwendig, schon damit im Reich nicht eine verlorne Finanzpolitik betrieben werden kann und die Einzelstaaten Entschädigung erhalten für die vergangenen mageren Jahre. Einer Aenderung könnte die Frankenstein'sche Klausel nach der Richtung unterzogen werden, daß man die dem Reich direkt zustehende Summe von 130 Millionen Mark erhöhen würde auf 250 bis 300 Millionen, entsprechend der natürlichen Steigerung der Zolleinnahme; an dem Wesen genannter Bestimmung wird hierdurch nichts geändert, auch werden die Matrifularbeiträge dadurch nicht beseitigt, ebensowenig die Ueberhörsche.

Wenn wir somit die 1879er Klausel auch heute noch als das Produkt staatsmännischer Klugheit betrachten, das dem Föderativcharakter des Deutschen Reiches vollumfänglich entspricht, so gesehen wir doch unumwunden ein, daß die Verteilung der Aufbringung der Matrifularbeiträge nach der Kopfzahl der Bevölkerung der Einzelstaaten kein gerechter Maßstab ist, der auch dadurch nicht sehr gemildert wird, daß die Ueberhörsche in ähnlicher Weise erfolgen. Hier kann und soll eine Reform einsetzen; aber es ist schwer, einen anderen Verteilungsmodus zu finden, zumal nicht einmal in allen deutschen Bundesstaaten Einkommensteuern erhoben werden. Man könnte den Maßstab in dem Volksvermögen der Einzelstaaten finden, dessen Berechnung nicht schwierig ist; für manche Staaten haben wir bereits Publikationen aus der neuesten Zeit darüber. Wird hier der Gerechtigkeit mehr Raum gegeben, dann ist die eigentliche Reform für uns erschöpft. Die Auser nach einer solchen aber bitten wir, doch offen und frei Farbe zu bekennen und statt Reichsfinanzreform einfach zu sagen: Neue Steuern! Das ist wenigstens offen gehandelt und entspricht auch dem Inhalt ihrer Ausführungen mehr.

Wo die neue Steuerquelle finden? Das Gebiet der direkten Steuern ist den Einzelstaaten überlassen und muß diesen bleiben; nur für die Einführung der Verbrauchssteuer zur Anfüllung des Reichsinvalidenfonds im Rahmen der aus-

gleichenden Gerechtigkeit könnten wir für unsere Person eintreten. Die indirekten Steuern zu erhöhen, ist und bleibt ausgeschlossen; dafür gibt es im Reichstage keine Mehrheit, weder hier noch Tabak dürfen bluten. Andere Steuern zu suchen ist nicht unsere Aufgabe. Eine Lohnsteuer hätte manches für sich, ist aber schwer festzulegen; eine Fahrkartensteuer für Fahrkarten 1. und 2. Klasse bringt nicht viel ein und findet im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität wenig Anklang. Analog der Warenhaussteuer wäre eine besondere Zuschlagsteuer auf die Lantien der Aufsichtsräte der Aktiengesellschaften nicht unrentabel und würde doch nur leistungsfähige Schultern belasten. Wer heute Handwerksmeister werden will, zahlt eine Spindel von 20 und mehr Mark; um wie viel einträglicher würde die Erhebung einer Laxe für den Titel „Fabrikant“ und „Kaufmann“ sein.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Der Kaiser operiert. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ teilt mit: Wir sind ermächtigt, folgendes zu veröffentlichen: „S. M. der Kaiser hat sich Sonnabend der Operation eines Stimmklappen-Polypen unterzogen. Die Operation wurde von dem Geheimrat Professor Dr. Moritz Schmidt ausgeführt und verlief ganz glatt. Seiner Majestät ist bis zur Heilung der Operationswunde nur Enthaltung des Stimmgebrauchs auferlegt.“ — Weiter wird berichtet: Das Ergebnis der von Geheimrat Professor J. Orth ausgeführten mikroskopischen Untersuchung ist folgendes: „Der Polyp besteht aus einem sehr weichen, nur wenige Zellen enthaltenden Bindegewebe, welches von einem regelmäßig geschichteten und überall scharf gegen das Bindegewebe abgegrenzten Plattenepithel überzogen ist. Ein Teil der Bindegewebszellen enthält keine braune Pigmentkörner, offenbar von früher stattgehabten kleinen Blutungen herrührend. Der Polyp enthält eine größere Anzahl dünnwandiger Blutgefäße. Es handelt sich um einen durchaus gutartigen bindegewebigen Polypen.“ Am Sonntag wurde über das Befinden des Kaisers das nachstehende Bulletin ausgegeben: Der Kaiser hat den gestrigen Tag ruhig im Zimmer verbracht und die Nacht ohne Unterbrechung geschlafen. Das Aussehen der kleinen Wunde ist durchaus zufriedenstellend. Schmerzen und sonstige Beschwerden im Hals sind nicht vorhanden.

Die Kaiserin hat auf die Glückwünsche, die der Berliner Magistrat aus Anlaß ihres Geburtstags ihr dargebracht hat, mit folgendem Dankschreiben erwidert: „Dem Magistrat der Stadt Berlin spreche ich aufrichtigen Dank aus für die herzlichsten Segenswünsche, die er mir für mich und auch besonders für meine konfirmierten Söhne zum Geburtstag dargebracht hat. Dem Wunsch des Magistrats, daß auch in unserer Reichshauptstadt idealer Sinn und

Blei im Herzen.

Erzählung von J. K. von der Laus.
Aus dem Holländischen übersezt von V. van Deemstede.
(46. Fortsetzung.) (Handschriftlich erhalten.)

Mit klammenden Augen und unterstirfter Stimme hatte sie ihm diese Worte zugefleudert. Dann wendete sie sich um und geriet sich mit heftigem Ruf das kostbare seidene Kleid vom Leibe.

Einen Augenblick stand der Doktor wort- und regungslos da. Dann drückte er die Hand vor die Augen und eilte aus dem Schlafgemach in sein Studierzimmer, um dort in der Einsamkeit zu beten und sich auszuweinen.

Während seine Hausgenossen, seine Frau nicht ausgenommen, sich nach den Strapazen des festlichen Abends im Schlaf erquickten, kniete der Doktor vor dem großen eisernen Kreuz, das in einer Ecke des Zimmers von der Wand sich abhob. Er faltete die Hände und senkte das graue Haupt, wie erdrückt unter der Last seiner Schuld. War es denn nicht möglich, diese bleierne Bürde von sich abzuwälzen? Jahrelang hatte er sich allein damit herumgeschleppt und nie den Mut gefunden, seiner Frau das Geheimnis anzuvertrauen, das wie ein Wurm an seiner Seele nagte. Er hatte immer gefürchtet, es möchte ihr wehe tun. Er hatte erwartet, die Entdeckung, daß ihr Vater ein Dieb und ihr Gatte sein Handlanger gewesen sei, würde sie treffen wie ein tödlicher Pfeil.

Wie sehr hatte er sich abermals in ihr getäuscht. Mit der größten Gleichgültigkeit hatte sie die schreckliche Kunde entgegengenommen, wie eine Sache, die weiter gar nichts zu bedeuten hat, wenn man nur zu schweigen weiß.

Keine Spur von Teilnahme hatte er bei ihr gefunden, nur Spott und Hohn. Statt ihm die Hand zu reichen und ihm zu helfen, das Unrecht wieder gut zu machen, hatte sie ihn ausgelacht und ihm zu guter Letzt gedroht, wenn er noch einmal von der längst begrabenen und vergessenen Geschichte zu reden wagte.

Er war unerbittlich und mit rauher Hand zurückgestoßen, wo er Trost und Hilfe erwartet hatte. Er war wieder allein mit seinem nagenden Kummer; der Schritt,

den er unternommen hatte, um sein Herz zu erleichtern, hatte seine Last nur noch erschwert. Von seiner Frau hatte er jetzt noch mehr Widerstand zu erwarten, als früher. Er hatte sich vollkommen in ihre Macht gegeben, und er wußte, daß sie mit unerbittlicher Grausamkeit davon Gebrauch machen würde.

„O mein Gott!“ so seufzte er weinend, „in welche Sklaverei gerät der Unselige, der dich verläßt, um der Stimme der Leidenschaft zu folgen! Einen Augenblick habe ich der Versuchung Schöde gegeben und mein ganzes Leben ist dadurch verwirrt. Am Henriette zu besitzen, ward ich zum Fälscher, und von diesem Augenblicke an ward ich verurteilt, immer tiefer und tiefer zu sinken. Nicht des Geldes wegen habe ich das Unrecht begangen, und doch mußte gerade das Geld mir zur Strafe werden. Das unselige Geld hat mein ganzes Leben vergiftet und droht nun auch, meinen Kindern zum Verderben zu werden. In meiner Liebe bin ich grausam enttäuscht, ich muß die Folgen meiner Rißfakt in ihren ganzen Rufang tragen. Mein Gott, mein Gott! habe ich meine Schuld denn noch immer nicht genug gebüßt? Ohne dich vermag ich nichts, mit deiner Hilfe kann ich alles... Ach! lasse mich doch endlich deine Barmherzigkeit erfahren!“

Ganz erschöpft von Kummer und Müdigkeit ließ er sein Haupt auf den ledernen Stuhl des Stuhles, vor welchem er kniete, niedersinken, und in dieser Stellung schlief er unvermutet ein.

Eine halbe Stunde vielleicht mochte er schlafend gelegen haben, als er aus seinem schweren Schlummer plötzlich aufsprang; er fühlte, wie zwei weiche Arme sich um seinen Hals schlangen, und ein leiser Kuß auf seine Stirn gedrückt wurde.

Er öffnete die Augen und starrte überrascht in die zärtlich wehmütigen und tiefblauen Augen seiner Tochter Annette, die ihn mit liebevoller Teilnahme fragend ansah.

„Du hier, Kind?“

„Ja, Papa, Du darfst nicht böse sein... Ich war spät aufgeblieben, weil ich bei dem Värm im Hause doch nicht schlafen konnte. Und es war außerdem ein so her-

licher Abend, das ganze Firmament war von funkelnden Sternen besät... Ich war noch ganz wach, als ich dich mit Mama in das Schlafzimmer gehen hörte — dort habt ihr lange mit einander gesprochen...“

„Hast Du gelauscht?“ fragte der Doktor, die Augen weit aufreißend.

„Ich habe kein Wort verstanden — ich hörte dich nur laut mit Mama sprechen, ich glaube sogar, daß ich sie lachen hörte, sie hat sich gewiß köstlich amüsiert!“

Der Doktor nickte, aber blühte sie doch ein wenig mißtrauisch von der Seite an; ihr klarer, reiner unschuldiger Blick beruhigte ihn aber ganz und gar.

„Dann hörte ich, wie Du aus dem Schlafzimmer in dein Studierzimmer gingst... Ich hatte noch immer keine Lust zu schlafen und nahm noch ein Buch zur Hand. Da fiel es mir ein, daß Du so lange unten bleibst. O weh! dachte ich, der arme Papa, der in dein Studierzimmer noch etwas zu tun haben mochte, ist gewiß vor Ermüdung eingeschlafen. Habe ich es nicht erraten?“ fragte sie, zärtlich die Arme um seinen Hals schlingend.

Er wußte nichts zu erwidern. Sie schaute ihm tief in die Augen und las dort die Qual seiner Seele.

„Vater!“ flüsterte sie ihm ins Ohr. „Hast Du wieder Blei im Herzen?“

Mit einem ungestümen Stuß schloß er ihr den Mund. Sie wußte genug: ihr Vater litt, und mochte sie auch die Ursache seines Kummers nicht kennen, sie fühlte seinen Schmerz, als wenn es ihr eigener wäre.

„Ich werde für dich beten, daß der liebe Gott dich davon erlöst“, sagte sie, „aber sieh mal, wie spät es schon ist“, fuhr sie fort, auf die Stuhuhre des Kammerens zeigend, „es ist die höchste Zeit, dich auf dein Zimmer zu begeben.“

„Mein Kind, das geht nicht, ich würde Mama stören, die gewiß schon im tiefsten Schlummer ist.“

„Du kannst aber doch nicht hier bleiben.“

„Gewiß, Kind, laß mich nur, ich kann bei dem warmen Wetter hier schon auf dem Sopha schlafen.“

„Ja, wenn Du absolut hier bleiben willst, so will ich Dir wenigstens ein Kissen holen.“ (Fortsetzung folgt.)

und so fragte er, seinen wohlgepflegten Bart vom Grunde

„Nun, Ihre multifakalen Nerven habe ich gewiß nicht

berechnung ergibt, daß die Stadt Rom dem Papste und all

in die Kinnma zurückförend, einen lieben Freund und

Einnestgenossen an unserer Kafeinunde vorfinden, der uns